

So einen
seltsamen
Roman
haben Sie
noch nie
gelesen,
glauben Sie
mir.

Seiko Ito

cass

Seiko Ito

Das
Roman
verbot
ist nur
zu
begrüßen

Roman

Aus dem Japanischen übersetzt
und mit einem Nachwort versehen
von Jürgen Stalph

cass

Originaltitel: *Shosetsu-kinshirei ni sando suru*

by Seiko Ito

Copyright © 2018 by Seiko Ito

All rights reserved

First published in Japan in 2018

by Shueisha Inc., Tokyo

This German edition published

by arrangement with Shueisha Inc., Tokyo

Die Übersetzung aus dem Japanischen

wurde mit Mitteln des Auswärtigen Amts

unterstützt durch

Litprom e. V. – Literaturen der Welt

ISBN 978-3-944751-26-9

Erste Auflage 2021

© cass verlag, Bad Berka

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Hans Peter Jugl

Umschlaggestaltung und Satz:

Victor Balko, Frankfurt am Main

Druck und Bindung:

CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

www.cass-verlag.de

████████████████████

Ich muß kurz eingenickt sein, aber jetzt geht es wieder. Ich bin hellwach.

Ich darf Sie herzlich bitten, diesen Zeilen Ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Es geht um nichts Schwieriges.

Auf dem Archipel wird offenbar seit jeher »die Zeit, in der die gefrorenen unterirdischen Wasseradern in Bewegung geraten«, kalendarisch der mittleren der drei als *shōkan* (»Kleine Kälte«) bezeichneten Pentaden zugeordnet.

In diesem Jahr fällt diese zweite Pentade, während derer ich dies schreibe, in die, wie ich mich anhand des Heftchens *Requies*, dieses sorgsam Blatt für Blatt kopierten und mit Metallklammerchen handgehefteten Zirkulars, das auch Sie rezipieren, überzeugt habe, erste Dekade des Januars.

Requies – der uns Inhaftierten einzige Informationsquell und wirklicher Seelentrost. In der Januarnummer des Heftchens waren, Sie werden sich erinnern, vorne zwei verschiedene Kalender abgedruckt.

Apropos Januarnummer: An den Brauch, Zeitschriften einen vollen Monat vorzudatieren, werde ich mich, obwohl ich lange mit dem Verlagswesen zu tun gehabt habe, nie gewöhnen. Die Dezembernummer nennt man Neujahrsausgabe, die Januarnummer heißt Februarausgabe. Von den vielen diesbezüglichen Erklärungen gefällt mir jene am besten, welche besagt, daß die landesweite Auslieferung früher viel Zeit in Anspruch genommen und man deshalb einen Monat Vorlauf habe einkalkulieren müssen.

Wie dem auch sei: Laut der in der (im Dezember des vergangenen

Jahres distribuierten) Januarnummer des Jahres 2036 abgedruckten Tabelle wird im Mutterland die besagte Taubewegung der Eisadern der letzten Pentade des der »Kleinen Kälte« vorangehenden Wintersolstitiums zugeordnet, das heißt den Tagen zwischen dem 31. Dezember des letzten und dem 4. Januar diesen Jahres, was bedeutet, daß sich diese jahreszeitliche Veränderung auf unserem ostperipheren Archipel mit zehntägiger Verspätung bemerkbar macht.

Tatsächlich beträgt die Differenz zwischen der Hauptstadt des Mutterlandes und der Neuen Hauptstadt des Archipels, in nördlicher Breite ausgedrückt, circa vier Grad. Global gesehen liegen die beiden Städte also auf ähnlicher Höhe, wie etwa auch Shanghai und Yokohama. Gleichwohl bedeutet diese Differenz von nur vier Grad eine zeitliche Verschiebung von zehn Tagen und wirkt sich auf die kontinentalen Eisadern aus. Pro Breitengrad kann also auf der nördlichen Halbkugel die Eislöse um je zweieinhalb Tage differieren.

Der Betonboden meines Zimmers, in dem ich solcherlei Gedanken über die gewaltige Natur nachgehe, ist allerdings noch kalt wie ein Eisblock. Daß chthonisches Tauwetter herrschen soll, ist kaum zu glauben. Ob es daran liegt, daß ich mich im Erdgeschoß des nach Nordwesten gehenden Sammeltraktes befinde? Wie ist es bei Ihnen, verehrte Leser, in Ihren hier und da im Ostteil des Archipels verstreuten Unterkünften?

Ungeachtet der Erfrierungen, die ich mir möglicherweise zuziehen werde, presse ich, das Heft und den Füllfederhalter in den Händen, mein rechtes Ohr auf den grauen Betonboden, um festzustellen, ob unterirdisch tatsächlich ein *Fließen* zu vernehmen ist, kann aber nichts, nicht das geringste hören, was auf eine wie auch immer geartete Bewegung schließen ließe.

Gleichwohl höre ich, man weiß ja nie, noch konzentrierter hin; da dringt von der anderen Seite, das heißt in mein freies linkes Ohr, von

draußen Vogelgezwitscher. Gezwitscher von diesen, na, von diesen braunen, getüpfelten Gesellen. Von Spatzen, ganz recht. Von jenen Vögeln, die mit dem Menschen leben und deren feines Piepen den Frühling ankündigt.

Ich erhebe mich und gehe zu meinem Stuhl zurück, wobei ich, wie immer, taumele. Das Alter! Ich neige dazu, zu vergessen, daß ich bald fünfundsiebzig werde. Denn da ich, abgesehen von Kleinigkeiten wie einem Hallux valgus, einer Magenübersäuerung und einem leichten Glaukom, an denen ich seit langem laboriere, nie ernstlich krank gewesen bin, fühle ich mich geistig jung wie je.

In meinem rechten Bein habe ich allerdings vom Knie abwärts so gut wie kein Gefühl mehr (was heißt, daß der Hallux valgus keine Rolle mehr spielt). Auch das linke Bein und beide Arme sind aufgrund der Kälte steif geworden. Mein Ohr, das ich eine Weile auf den Betonboden gepreßt hatte, brennt wie über Feuer geröstet, und das ist beileibe kein gutes Brennen. Es steht zu befürchten, daß es über kurz oder lang so taub wird wie mein rechtes Bein.

Im Augenblick reagiere ich allerdings empfindlich auf die feuchte Außenluft. Es scheint Regen zu geben. Das zeigt die in der Feuchte Bläschen bildende kalte Luft klar an. Sie kommt offenbar von dem oben außer Reichweite angebrachten, mit einer dicken Plexiglasplatte nicht ganz abgedichteten Gitterfenster herein. Wenn ich mich unter das Fenster stelle, zieht wie unsichtbarer Dunst Kälte die weiße Wand herab. Auch durch die unten vergitterte Eisentür auf der gegenüberliegenden Seite zieht es herein.

Mir kommt es so vor, als hätte ich zu wenig Schlaf. Aber das ist Einbildung, tatsächlich schlafe ich ja. Wie eben noch zum Beispiel.

Ich bin mit meinem Leben hier recht zufrieden. Für mein Bett, das rechts neben der Eisentür steht, ein schlichtes Metallgestell mit einer Futonmatratze, hat man mir gesondert drei warme, flauschige

Wolldecken zukommen lassen. Nachts, wenn ich wegen Harndrangs aufstehe, zur Toilettenschüssel auf der anderen Seite schlurfe, mich setze, zurückgehe und wieder schlafe, oder wenn ich nach dem Frühstück mit dem Rücken an der kalten, glatten Wand lehne und döse, zieht es mir kalt in den Nacken.

Es ist kein Schlafen und kein Wachen. Fast kommt es mir so vor, als bestünde zwischen dem einen und dem anderen kein großer Unterschied mehr.

Im Alter schläft man früh, hat beim Erwachen stets Nacht
Und vor den Jahren noch nimmt Krankheit dir die Kräfte

Bai Juyi, der Dichterstern des großen Mutterlandes, schreibt wahrhaft bewegende Verse.

In einem fragwürdigen Geschichtswerk des ostperipheren Archipels, den *Annalen* [REDACTED], bringt ein warmherziger Fischer namens Urashima Tarō aus dem Meer ein Schatzkästlein mit nach Hause, das ihm beim Öffnen ewige Jugend und Unsterblichkeit schenkt; ein solch kostbares Kästchen habe ich natürlich nicht ...

Tiefer Schlaf ist wahrlich eine Gabe der Jugend. Unsere Träume sind zu nichts nütze und kurz. Tag um Tag häuft sich ins Dunkel, raubt uns die Energie und läßt uns verdorren wie einen alten Baum. Und auch die Kraft, klaren Auges zu erwachen, gehört euch, der Jugend. Ihr seid es, für die ich diesen Essay schreibe.

Wenn ich also mit diesen knotigen Fingern um eine weitere Decke für mich alten Mann schreibe, wie träfe sie ein? Als mattes Abbild ihrer selbst in meiner Phantasie, oder an der Tür dieses Zimmers, in der Realität, physisch und warm?

*

Nein, so geht das nicht.

Das ist irgendwie zu romanhaft.

Daß ich diese Art zu schreiben offenbar immer noch nicht abgelegt habe, ist erschreckend.

Ich will diesen Text ja ungezwungener vorantreiben, im Freiformat.

Freiformat – ein ganz und gar a-novellistisches Wort, das hier aufgegriffen sei. Im Zusammenhang mit Unterhaltungsprogrammen wurde es früher gern von Fernsehleuten benutzt. Ob das immer noch so ist, weiß ich allerdings nicht. Damals hatte ich des öfteren mit dieser Branche zu tun, aber ob heute überhaupt noch gesendet wird, und wenn, ob es noch Unterhaltungsprogramme gibt, davon habe ich keinerlei Kenntnis.

Aber was heißt das nun, Freiformat?

Im Gegensatz zu in bestimmten starren Rahmen sich abspielenden Programmen, solchen zum Beispiel, bei denen die Teilnehmer oder Kandidaten gemeinsam auf Fragen des Moderators antworten oder einer einzelnen Person die Explikation einer ihm gestellten Aufgabe überantwortet wird, bezeichneten wir als Freiformat ein sendungseinleitendes improvisiertes Geplauder oder frei assoziierende Gesprächsrunden nach einer Bild- oder Filmeinspielung, das heißt einen von jeder Einschränkung oder Bindung freien Zustand. Manche nannten auch jedes nicht sonderedierte Programm, mithin alle normalen Sendungen so. Freiformat. Das Wort weckt liebe Erinnerungen.

Wer dieses Format beherrschte, war in der Fernsehwelt eine Größe.

Dabei fällt mir ein anderes Fachwort der Branche ein, das ich sehr mochte: *ex tempore*. Man kommt völlig unbeleckt zur Aufnahme, ohne jedes Vorwissen und ohne jede Erläuterung zum Programm.

Man schaut sich um, erfaßt in Windeseile, was von einem verlangt wird, spricht, erzeugt Lacher, gibt etwas dem Wesenskern der Sendung Gemäües von sich und geht nach Hause. Je weniger Informationen man hat, desto erfrischender die Reaktionen der Zuschauer. Auch wer das konnte, war in der Fernsehwelt, anders als woanders vielleicht, hoch angesehen.

Was ich hier zu Papier bringen möchte, ist genau das: ein Freiformat ohne Netz und doppelten Boden, ein extemporierendes Parlando ohne festen Plan. Mit anderen Worten: einen Essay. Den idealen Essay. Ich möchte, wie einst die großen Unterhaltungsprogramm-künstler, frei und lebendig schreiben, was und gerade wie es mir in den Sinn kommt.

Zugleich – und das ist das Wichtigste überhaupt – möchte ich meine entschiedene Ablehnung von allem unter der Bezeichnung »Roman« Erdichteten, von allem, was sozusagen das genaue Gegenteil des Freiformatigen ist, zum Ausdruck bringen. Schließlich, das darf ich sagen, war ich von allen *hommes de lettres* der erste, der das jüngst vom Neu-██████████amt der Asiatischen Union dekretierte Romanverbot bejubelt hat.

Mein Ziel ist, in einem schlichten, verständlichen Essay aufzuzeigen, daß es sich bei festgelegten Handlungsabläufen, bei anschaulich erdachten Beschreibungen des Wesens und der Geheimnisse des Lebens, beim tiefen Nachspüren der *conditio humana* um nichts weiter handelt als Lug und Trug.

Als Angehöriger einer geschlagenen Nation halte ich das für meine selbstverständliche Pflicht.

*

Ihnen in den anderen Zimmern, in denen, wie ich höre, dieses Heftchen *Requies* verteilt wird, und möglicherweise Ihnen, die Sie sich in Haftanstalten anderer Regionen befinden, darf ich, vor allem den jüngeren, an dieser Stelle etwas zu meiner Person nachtragen, denn kaum jemand von Ihnen wird mit meinem Werdegang vertraut sein.

Ich, Nummer 86, Einzelzellenhäftling in Sammeltrakt 3, Zone [REDACTED], habe in meinen frühen Vierzigern von einem damals auf diesem Archipel existent gewesenen großen Verlag als »Essayist« einen Preis bekommen und dafür steuerfrei eine Million Yen (was heute einem Wert von etwa 1,2 Millionen entsprechen dürfte) eingestrichen.

Bei dem prämierten Werk handelte es sich, nebenbei bemerkt, um persönliche Aufzeichnungen, die ich eigentlich nur in den digitalen Raum gestellt hatte – Aufzeichnungen zu den Pflanzen, die ich unter dem Vordach der Wohnsammeleinheit, in der ich damals wohnte, in einer Reihe von Blumentöpfen gezogen und verdorren lassen habe. Daß diese Notate einmal gedruckt würden, hatte ich im Traum nicht gedacht, viel weniger noch, daß ich dafür eine Belohnung bekommen würde.

Es müssen, wenn ich so zurückdenke, an die vier-, fünfhundert Topfpflanzen gewesen sein. Überlebt hat nur ein gutes Dutzend. Diesem Hobby, diesem *Pflanzenmord*, ging ich, wie mir jetzt scheint, mit geradezu idiotischer Hingabe nach.

In der Jahreszeit, die wir gerade erleben, dürften unten unter dem Vordach meiner alten Wohnsammeleinheit, die im jetzt anscheinend Sonderbestandszone genannten Ostteil der Alten Hauptstadt des Archipels lag, die Adoniströschen keimen.

Adoniströschen sprießen um den Jahreswechsel immer, selbst bei aufgrund klimatischer Unregelmäßigkeiten dauerüberschwemmter oder, umgekehrt, pechschwarz verfärbter Erde. Die Knollen sind

zäh. Sie treiben gelbgrüne Sprößchen, und dann öffnen sich liebliche gelbe Blüten, als hätten sie lange, lange unter Wasser den Atem angehalten und streckten nun endlich die Köpfchen heraus, um mit ihren feinen gelben Blütenblättern, die sich auf einen Schlag entfalten, tief Luft zu schöpfen.

Und die Hyazinthe, ach! Auch sie ist typisch für diese Jahreszeit. Die Hyazinthe, dieses traute Gewächs! Hat man Sie nicht alle in der Grundschule in Hydrokultur diese Gartenpflanze ziehen lassen? Man legt die kleinen, zwiebelähnlichen Knollen in ein durchsichtiges Gefäß und bedeckt sie halb mit Wasser. Dann stellt man sie, um durch Kühlung die Blütezeit vorzubereiten, in den Kühlschrank. Die Knollen glauben, ein strenger Winter stehe bevor, ziehen sich fest in sich zusammen und verfallen in eine Art Scheintod, einen Zustand zwischen Schlaf und Wachen.

Wenn man sie dann Ende Dezember im Zimmer der Sonne aussetzt, glauben die Knollen, der Frühling sei da. Sie haben einen lebensbedrohlichen Winter überstanden und brechen jetzt eilig an der Spitze auf, treiben ein hellgrün glänzendes, schnabelähnliches Sprößchen hervor, das fleißig in die Höhe rankt und gleichzeitig viele Knospen ausbildet, die alsbald in schöner Ballung erblühen. Diese kindlichen wissenschaftlichen Versuche fesselten mich, ich wiederholte sie immer wieder, bis ich so viele Knollen hatte, daß ich sie, weil ich sie nicht wegwerfen wollte, unter dem Vordach deponierte, in Zeitungspapier gewickelt. Einige, die das Feuer überstanden haben, dürften völlig vertrocknet immer noch dort herumliegen.

Sollten Freigänger unter Ihnen sein, legen Sie die Knollen bitte, wenn Sie sie finden – ich schenke sie Ihnen –, in Wasser. In den Kühlschrank brauchen Sie sie nicht zu stellen.

Sie keimen, glauben Sie mir.

Ich bin ein wenig abgeschweift, Verzeihung.

Lassen Sie mich zum Preis zurückkommen.

Was man mir gibt, nehme ich. Das habe ich immer so gehalten, und so halte ich es bis heute.

Zudem gab es damals ein antiquarisches Buch, das ich unbedingt hatte haben wollen. Es war extrem teuer. Es handelte sich um eine Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts in Paris in einer Auflage von nur tausend Stück von einem als »Vater der modernen Kunst« titulierten Franzosen herausgegebene Schachstudie, die der Frage nach dem besten Zug in einem Bauernendspiel nachgeht, schachnotationell in gewisser Weise dem Gipfel der Langeweile. Mir aber schien, daß gerade diese Beschäftigung mit der Langeweile ein Hinweis sei, der zu den das ganze Leben dieses modernen Künstlers bestimmenden Kernfragen führen würde.

In der zweiten Hälfte desselben zwanzigsten Jahrhunderts brachte ein äußerst sehniger Mann irischer Abstammung, seinerseits als »Vater des modernen Theaters« bezeichnet, solch ein Schachendspiel auf die Bühne. Die beiden Männer kannten sich und haben in Paris tatsächlich einmal zusammen eine Partie Schach gespielt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sie sich realiter über philosophische Aporien unterhalten haben.

Das Bühnenstück trug eben den Titel *Endspiel*, und ich erinnere mich, daß vier Personen darin auftreten. Der Hausherr, blind und im Rollstuhl sitzend, dessen Eltern, in großen Metallfässern hockend, und ein Diener, der als einziger frei nach draußen blicken kann. Es sprechen allerdings im wesentlichen nur der Herr und der Diener, die sich inniglich befeuern, sonst nichts. Im Raum gibt es nicht die geringste Veränderung.

Genau wie bei den Königen und Bauern auf dem Brett.

Hier gibt es allerdings zu dem uns geläufigen Shōgi beziehungsweise zu dem den Herren Staatsbeamten im Mutterland, die dies vielleicht lesen, sicherlich wohlvertrauten Xiangqi einen fundamentalen Unterschied: Im Schach kann der sogenannte Bauer nur die schräg vor ihm stehende Figur schlagen. Wenn er in seiner Lauflinie auf einen anderen Bauern trifft, sei es Feind oder Freund, ist er in seiner Streitwut blockiert. Bis eine andere Figur ihn oder den anderen Bauern aus dem Weg räumt.

Wenn es zu einem Endspiel bloß mit den Königen und Bauern kommt, können sich mithin nur die Könige frei bewegen. Diese versuchen, die unbeweglichen Bauern von der Seite oder von hinten zu schlagen. Gelingt das, kann der eigene Bauer ungehindert ins gegnerische Feld vordringen und wird, sobald er die letzte Reihe erreicht, in die stärkste Figur, die Dame umgewandelt. Damit ist die Niederlage des Gegners besiegelt. Er kann nur aufgeben.

Folglich muß auch der gegnerische König ständig im Auge behalten werden. Die Könige stehen sich allerdings nie unmittelbar gegenüber, sie müssen mindestens ein freies Feld zwischen sich haben. Da ein weiterer Schritt hieße, freiwillig in den Tod zu gehen, was dem König im Schach verboten ist, kann er nie das dem anderen nächstgelegene Feld besetzen. Was bedeutet, daß, wenn der eine sich ein Feld in gleich welche Richtung vom Bauern wegbewegt, auch der andere sich wegbewegt. Und daß er, wenn der andere näherrückt, ebenfalls näherrückt. Da nun, dies kommt hinzu, die Wiederholung derselben Züge zum Patt führen würde, variieren die Könige jedesmal ein wenig das Gewoge ihrer Bewegungen. Gingen sie eben nach links, gehen sie jetzt schräg nach rechts. Und immer schließt natürlich der eine die vom anderen eröffnete Lücke. So krei-

sen die Könige umeinander, beginnen quasi, auf dem Brett einen Reigen zu tanzen.

Einen geregelten Reigen, um dem Tod zu entgehen. Mit gleichsam stets über den Boden sich ziehender Schleppe. Jede Unachtsamkeit jedoch, jeder falsche Schritt bedeutet den Tod.

Ich glaube, daß sowohl der große französische Künstler der Moderne wie auch der epochale irische Dramatiker fasziniert waren von dem in diesem Tanz steckenden Thema der Langeweile, von der Bedeutungslosigkeit der im Leben auftretenden winzigen Veränderungen, von der Merkwürdigkeit der Regel, am Leben bleiben zu müssen.

Ich weiß noch, daß jenes wunderschön gedruckte alte, das Endspiel im Schach behandelnde Buch damals sechshunderttausend Yen gekostet hat. Hinten hatte es eine Reihe halbdurchsichtiger, schachbrettartig liniierter Wachspapierseiten, auf denen mit schwarzer und roter Tusche die Bewegungsmuster der Könige markiert waren, so daß man durch das Papier hindurch die jeweils nächsten Züge hat sehen können. Das erinnert mich stets an das repräsentative Werk des »Vaters der modernen Kunst«, sein aus einer riesigen Glasplatte geschaffenes, unter dem Namen »Das Große Glas« bekannte Kunstwerk.

Nachdem ich gehört hatte, daß ein Antiquariat in Kanda ein Exemplar des Buches habe, ging ich mehrfach hin, um es mir anzusehen, stellte, als ich es ehrfürchtig aufschlug, fest, daß dem Französischen Deutsch und Englisch beigegeben war und dachte, daß in diesem Falle auch ich halbwegs in der Lage wäre, es zu lesen. Nach dem Erwerb des Buches fing ich dann tatsächlich an, es mit meinen mageren, nicht über die eines Mittelschülers hinausgehenden Englischkenntnissen zu übersetzen, verfolgte, wann immer meine Zeit

es erlaubte, jeden einzelnen der im Buch notierten, völlig belanglos erscheinenden Züge der Figuren und stellte sie in den digitalen Raum. Diese fünf Jahre waren, auch aus heutiger Sicht noch, meine Wahnsinnsperiode.

Ich hatte allerdings meine Gründe. Seit meinen Studententagen war ich nämlich trunken davon, daß in den Werken der drei mir besonders wichtigen Persönlichkeiten, dem genannten Künstler der französischen Moderne, meinem ebenfalls französischen Lieblingsschriftsteller (ein für seinen Wahnsinn und seinen Suizid berühmter Mensch) und dem verehrten, aus der Schweiz stammenden Begründer der modernen Sprachwissenschaft jeweils eines im Mittelpunkt stand: die Schachmetapher.

Der Begründer der modernen Sprachwissenschaft sagte sogar: »Sprache ist wie Schach. Von diesem Vergleich lasse ich nicht ab.« Ich bildete mir deshalb ein, durch die Lektüre jenes schönen alten Buches das seit Jahrtausenden in der Sprache verborgene Rätsel, das Rätsel der Sprache an sich, lösen zu können.

Allerdings wurde ich damals, was gewiß niemand von Ihnen weiß, wegen eines Filmdrehbuchs, das ich zugesagt, aber mit keiner Zeile in Angriff genommen hatte, verklagt, einseitig schuldig gesprochen und zur Zahlung einer beträchtlichen Entschädigungssumme verurteilt, so daß ich nicht einmal mehr genügend finanziellen Spielraum hatte, mir am Bahnhofskiosk eine Zeitung zu kaufen.

Und in dieser elenden Situation kam die Anfrage, ob ich gewillt sei, einen Essaypreis anzunehmen!

Ich weiß noch, daß ich, da ich mich weder für einen Essayisten hielt noch mich erinnern konnte, je einen derartigen Text geschrieben zu haben, am Telefon nur ein »Häh?« zustande gebracht habe. Als mir aber im selben Telefonat gesagt wurde, daß der Preis mit einer Geldsumme verbunden sei, konnte ich nicht umhin, eine

andere Reaktion zu zeigen. »Ich nehme an!« sagte ich so prompt, als hätte ich auf dem Standesamt mein Jawort zu geben. Am Morgen nach dem Eingang des Geldes saß ich schon in der Untergrundbahn Richtung Kanda.

Mein krankhaftes Ansinnen, durch Übersetzen des ersehnten Buches in einem Zuge das Rätsel der abendländischen Sprachen lösen zu können, dürfte auch heute noch im digitalen Raum zu verfolgen sein. Was ich schrieb, war derart weit von allem politisch und gesellschaftlich damals Relevanten entfernt, daß auch später während des Konflikts der [REDACTED]jahre kein Löschbefehl erging, und selbst heute kann es als völlig harmlose, dumme Spielerei gelten. Gleichwohl fing so alles an: mit meinen Pflanzenmiszellen.

Ich also, dem öffentlich essayistische Begabung bescheinigt und dem das Glück zuteil geworden ist, das unter der Alten Regierung nie je distribuierte Heftchen zu lesen, ich, der ich mich ferner selbst beworben habe, den Richtlinien der Neuen Regierung folgend zur Feder zu greifen, will hier eingehend und so gut ich kann erzählen, was hoffentlich auf Ihrer aller Interesse stößt.

Frei.

Ganz recht: frei und völlig ungebunden.

Denn die Zeit des Unrechts und der Repression ist endlich vorbei.

Mit diesem mir aus der Feder fließenden Text feiere ich das Zeitalter der Neuen Regierung, das Ende letzten Jahres angebrochen ist.

Ich werde, auch um mich bei den Herren Aufsehern zu bedanken, die so freundlich waren, mir mein altes Schreibheft und meinen alten Füllfederhalter, die mir zwölf Jahre vorenthalten worden waren, zu bringen und die jetzt, wenn ich am Tisch sitze und schreibe, gelegentlich von der anderen Seite her ein Auge auf mich werfen, mein Bestes geben.

... was mich indes befürchten läßt, daß in den zukünftigen Folgen die Textmenge um einiges zunehmen wird.

Allerdings steht, verehrte Leser, nirgendwo geschrieben, daß ein Essay kurz sein muß. Wohlbekannt sind die Fälle, in denen aus Popularitätszwang Fortsetzungen geschrieben wurden und Fortsetzungen der Fortsetzungen, bis Textmengen entstanden, die denen voluminöser Romane entsprechen. In meiner Zeit waren es so wunderbare Literaten wie Dan Ikuma und Shōji Sadao, die ihre Schriften endlos weitergesponnen haben.

Das Genre begründete, wie Sie wissen, der hochberühmte französische Renaissance-Denker Montaigne mit seinem Lebenswerk, den sich über viele Bände erstreckenden *Essais*. Es ist also keineswegs internationaler Konsens, daß Essays kurz sein müssen, kurz wie die alten Schriften des ostperipheren Archipels, die *Aufzeichnungen aus meiner Hütte* des Kamo no Chōmei zum Beispiel oder die vor Esprit sprühenden Miszellen der Hofdame Sei Shōnagon.

Der Essay bietet seit jeher immense Möglichkeiten. Es gibt Werke, die wir für philosophische Schriften hielten, die tatsächlich aber Essays sind. Der für unseren ostperipheren Archipel repräsentative Kritiker Karatani Kōjin hat den Großteil seiner Werke selbst als Essays bezeichnet. Vielleicht gilt das sogar für alle seine Werke.

Die Aneinanderreihung von Kleinigkeiten macht allerdings noch keinen Essay. Im Text das Denken voranzutreiben, ist ein wahrhaft tiefgründiger Prozess.

Der große Vorreiter der Essayistik läutet seine *Essais* mit einem Satz ein, der ganz und gar meinem Vorhaben entspricht. Ich darf ihn zitieren: »Dieses Buch, Leser, gibt redlich Rechenschaft.«

Genau das ist, was ich mit meinem Schreiben möchte: redlich Rechenschaft geben.

Allzu unredliche Satzanhäufungen wie Romane und dergleichen gibt es in der Welt schon genug.

PREISGABE INSTITUTIONELLER INTERNA
BEHANDLUNG: MODERAT
DISZIPLINIERUNG: MODERAT